

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 292. — Bromberg, den 22. Dezember. — 1934

Die verliebte Winterfrische

von Gabriele von Sazenhofen.

(3. Fortsetzung.) —

Endlich kam er wieder. „Da ham S' a Maiglöckerlsoaf! Dös is fei a guate, a schmeckate! Da wardn S' schaun, wiar Ihna da der Dreck obageht! Woschn S' Ihna holt damit und nocha gebn S' ma s' wieda z'ruck!" mahnte er freundlich.

„Ja natürlich! Danke! Ich werde mich revanchieren!"

„Ah", sagte er großzügig, „z'wegn den amol?! Woschn S' Ihna nur 's G'sicht und d' Händ! Segn S', und da kennan S' Ihna kampeln a!"

„Aha!" sagte Leni, von der Hygiene dieses beinernen Staubkammes weniger angenehm berührt, während sich der Mauritius wieder vom Türspalt entfernte. Aber sie war doch froh, sich jetzt wenigstens waschen zu können, und die Gebrauchsbeschränkung vom Mauritius und seiner duftenden Sonntagsseife wurde dabei unwillkürlich stark übertreten. Nur zu dem Kamm konnte sie sich doch nicht entschließen. So richtete sie die Haare nur mit den Händen etwas und strich halt alles, ziemlich geordnet, hinter die Ohren zurück. Es gab die junge, sanfte Linie frei vom Kinn über die Wangen. Dann ging sie noch hin und her, entschloß sich für alle Fälle, ihr Bett selber zu machen, und legte den getragenen Anzug von gestern sorgfältig und schön zusammen. Sah durchs Fenster, unentschlossen, was jetzt zu tun sei, und bekam Hunger. Konnte man hier so ohne weiteres hinuntergehen und sich so an den Frühstückstisch setzen? Besser war doch, noch einmal läuten und fragen.

Die Glocke klang recht schüchtern. Als es klopfte, öffnete sie, schon ganz angezogen. Aber diesmal kam der Mauritius mit einem milden Verweis: „Mit dera Glockn derfn S' Ihna net allweu spüln! Do muaß ma si a bissl bezähmen! Dos donn glei nimma gang a! Dös is oils erst neich mudiert!"

Lenis Selbstsicherheit war sehr leicht zu erschüttern. „Ich wollte nur fragen, ob ich unten störe, wenn ich jetzt frühstücken würde?"

Der Mauritius aber senkte nur kalkulierend den Kopf: „Ich muaß jetzt nach Untarloching einkaufn. Do gibts amol nix!" Dann hob er mit nickendem Vorwurf seine Augen: „Z' spat san S' aufgstandn! Z' spat! Jetzt konn si no der junge Herr mit Ihna bemühn!"

„Nein, das will ich auf keinen Fall!" wehrte sich Leni, schon ganz gebrochen. „Da will ich lieber warten."

„No! Jetzt kemman S' nur!" meinte er gönnerhaft. „So is er jo net zwida. Er mocht Ihna scho 's Fruaschtuck! Tun S' ihn holt schön bittn!"

*

„Was möchten Sie denn am liebsten zu Mittag essen?" fragte Steff am Vormittag, hart vor ihr stehend, mit einem Blick, als ginge es um eine letzte, seligberauschende Entscheidung.

In diesem Stromwechsel vergingen ein paar Sekunden, bis sie mit einem bezaubernden Lächeln endlich erklären konnte, das wäre ihr ganz egal.

„Ich denke", sagte der Kapitän dazutretend, „wenn es Ihnen recht ist, vorläufig gibt es halt nur Menü!"

Steff sah seinen Bruder bewundernd an. Er war doch ein Tausendsassa, wie er das alles so mit dem Mauritius allein organisierte. Draußen fragte er ihn dann: „Franz, ich staune! Das machst du ja fabelhaft! Wird der Mauritius das Essen wirklich zusammenbringen?"

„No! Er macht es doch jetzt schon lang' genug!"

„Wie? Nennst du vielleicht unser chronisches Rindfleisch heute hochtrabend Menü?"

„Warum nicht? Rindfleisch findest du auf jedem Speisezettel. In erstklassigsten Hotels!"

„Ja, aber was für eine Beilage dazu?"

Der Kapitän senkte sinnend den Kopf und blieb stehen. „Beilage . . . Beilage? Der Senf!"

„Senf . . . das ist doch nix! Überhaupt für ein junges Mädchen! Wenn wir wenigstens nachher etwas Süßes hätten!"

„Was Süßes? Ah! Diese Geschichten! Zu was denn?"

„Na ja, Franz! Sonst bleibt sie uns doch nicht!"

Aber der Franz sah seinen Bruder plötzlich scharf und ganz wissend an: „Geh, ich bitt' dich! Die merkt doch gar nicht mehr, was sie schluckt, wenn du ihr vorlegst."

Da stieg es Steff heiß bis in die Schläfen. „Was fällt dir ein?" lehnte er patzig ab. „Das ist doch lächerlich!"

„No, das ist ja ganz gut so! Vorläufig, wo wir noch wenig anderes bieten können. Aber . . .", fuhr er fort, hierorts gleich seine Lebenserfahrung an den Mann bringen, „laß dich auf keinen Fall in irgend etwas Ernstliches ein! In deinem Alter ist man ja blöd genug! Man hat dann nur die Schererei damit. Schau mich an! Die Netteste wird ein Luder, wenn sie einen endlich hat. In meinen Dienstjahren zur See, da hatte ich schon das Richtige. Ein paar unvergeßliche Stunden, und bei Gemütvolleren konnte man ja von Bord aus noch etwas winken."

Steff war dieses Gespräch höchst unangenehm. Er lenkte ab. „Na, ich werde jedenfalls heute einen Nachtisch machen. Wir haben doch ein Kochbuch!"

„Ja, wenn du es zusammenbringst! Um so besser! Ich hab' nichts dagegen! Diese Haustrampeln werden ja auch bald kommen!"

*

Dem kleinen Xandi war sein Erlebnis von gestern gleich wieder siedend heiß eingefallen, und Leni bekam sofort nach ihrem Frühstück die schöne Zigarettenschachtel als Morgengabe. Jetzt gingen sie Hand in Hand durch den Garten auf kleinen, zugeschneiten Wegen. Er erklärte ihr alles. „Wo hast du denn deinen Papa?" erkundigte er sich. Väter waren für ihn ein streng notwendiger Begriff, mit dem man nicht spaßen durfte.

„Meine beiden Eltern sind schon tot. Ich hab' sie kaum gekannt."

„Da brauchst du ja gar nicht nach Hause gehen?" folgerte er, von dieser Tatsache sehr angenehm berührt, und stupfte

immer wieder mit seinen Stiefelspitzen herausfordernd die Schneewand an seiner Wegseite.

Lenis Vater war Tiefbauingenieur, war als Pionier 1918 im Kriege gefallen, und seine schöne, zarte Frau, die ihn heiß geliebt hatte, hatte ihn nicht lange überlebt. Sein Bruder übernahm dann die Leitung des ihnen gehörigen Bergwerks, die Vormundschaft und Verwaltung des elterlichen Vermögens. Das Kind ließ man bis zu seinem 17. Lebensjahr in einem Kloster erziehen, da der Onkel keine eigene Familie hatte, und seit zwei Jahren lebte Leni jetzt mit ihrer Kusine Hanna zusammen.

Hanna war vollkommen unabhängig, Bildhauerin, viel auf Reisen und lebte nur ihren künstlerischen und geistigen Interessen. Leni ließ sie gutmütig neben sich herlaufen. Von der Familie immer als zu emanzipiert und exotisch belächelt, war sie in diesem Falle ein glänzender Ausweg gewesen. Sie war eine durchaus kühle Natur, aber immer nett zu Leni und sehr für persönliche gegenseitige Freiheit. Männer behandelte sie kameradschaftlich von oben herab. Der Versuch, Leni von ihrer Weltanschauung zu überzeugen, war nicht geglückt.

Leni wartete mit ungeweckten, verschlossenen Gefühlen nur auf das Leben.

„Hast du vielleicht so etwas wie den Onkel Steff?"

„Nein, Xanderl!" sagte sie, voll aufrichtigen Bedauerns. „So etwas hab' ich auch nicht!"

„Na", sagte er tröstend, „kannst ja bei uns bleiben!"

Und Leni überdachte dabei wirklich, mit Hanna zu telephonieren, daß sie vorläufig noch hierbleiben konnte und daß man ihr die Koffer schicken möge.

Steff studierte indessen mit männlicher Gründlichkeit, mehr als Chemiker wie als Koch, die verschiedenen süßen Nachspeisen. Und wählte dann nach langem Hin und Her sein Lieblingsgericht: Omelette souflé. Er nahm sich eine Schüssel, Kochlöffel und alle Zutaten aufs Fensterbrett und hantierte dort, umständlich Mehl und Zucker wiegend. Als er gerade sorgfältig die Eier zur Teilung von Eiweiß und Dotter in Behandlung hatte, hob er, durch eine leichte Verdunkelung abgelenkt, eine Sekunde den Kopf. Das Küchenfenster lag auf dieser Seite stark unter dem Gartenniveau, und Steff sah gefesselt auf zwei reizende Füße in Skischuhen und gerollten Sockerln. Inzwischen gewann ein Eiweiß, gallertartig und blitzschnell, eine vollkommene Verbindung mit seinem Dotter und begab sich vereint und rezeptwidrig zur Omelette souflé-Masse im allgemeinen. Steff stieß einen leichten Pfiff höchster Vorsicht durch die Zähne und suchte mit Daumen und Zeigefinger das Eiweiß wieder herauszufischen. Ein glitschiges Verfahren, das man nicht als vollkommen gelungen bezeichnen konnte, und die süße Nachspeise blieb dadurch bis zum letzten Augenblick ein spannendes Risiko.

*

„Ist das gut? Schmeckt es Ihnen?" fragte Steff dann bei Tisch mit dem Stolz eines unbekannten Erzeugers.

Leni mußte erst noch schlucken, bevor sie antworten konnte. „Ja! Das war großartig!"

Auch der kleine Xandi nickte zufrieden, mit einem Kranz von Zucker und Himbeermarmelade um den Mund.

Leni wandte sich an den Kapitän: „Ich habe mit meiner Kusine telephoniert. Sie möchte mir eventuell auch nachkommen! Anstatt daß ich wieder hinüber muß. Geht das?"

„Ja natürlich! Ohne weiteres! Ich würde nur vorschlagen, noch ein paar Tage zu warten, bis unser Personal vollkommen ist! Aber sagen Sie ihr vielleicht besser nur, das geeignete Zimmer würde erst in zwei bis drei Tagen zu haben sein."

Leni nickte verständnisvoll. „Mir gefällt d i e s e Seite vom Huckenkogel überhaupt besser, auch landschaftlich, als gegen das Zögertal."

„Selbstverständlich!" bekräftigte der Kapitän. „Das ist gar kein Vergleich! Die Luft ist auch viel frischer hier bei uns."

„Also da hast du's gleich!" meinte er nachher, „mit deinen blöden Bedenken! Und wie sie bleibt!"

„Na", sagte Steff, rasch ablenkend, „das Essen war aber heute auch fabelhaft! So ein Souflé macht doch kolossal viel aus!"

Nachmittags brach der Kapitän in einem kurzen Wolfspelz und mit einer seufzend gefüllten Brieftasche mit Mauritius nach Unterloching auf zum Pferdehandel. Es ließ sich nicht länger hinausschieben, denn es kamen auch schon mit der Post Anfragen nach Zimmerlage, Luft und Pensionspreisen. Man konnte die Leute dann nicht mit dem Hörnerschlitten abholen oder zur Station rodeln.

Steff ging indessen voll Spannkraft wieder an seine Radiomontage mit einer Art Hochgefühl, ohne sich mit dem jungen Mädchen zu befassen. Nur mit dem Bewußtsein, daß so etwas Reizendes jetzt da war im Haus und unten, neben dem großen Kamin, in einem tiefen Sessel dem Xandi Märchen vorlas. Er mußte unverhältnismäßig oft mit großen, schwunghaften Schritten durchgehen. Von der Halle herein, durch den großen Salon wieder hinaus oder umgekehrt. Man war eben beschäftigt. Schließlich aber war es genug mit dieser Selbsterziehung zur Distanz. Er nahm sich die Rechenbücher mit hinunter, schob am Speisezimmertisch die Decke zurück und begann zu addieren.

In das Märchen mit dem sanften Rhythmus der Stimme kam eine kleine Stockung.

„Weiter ... weiter ...!" drängte Xandi, auf seinem engangeschobenen Sessel ungeduldig wetzend.

„Im Turmzimmer aber fand er endlich das schöne Dornröschen in seinem hunderjährigen Schlaf. Und es gefiel ihm so gut, daß er sich zu ihm neigte und es küßte . . . So, da fehlt jetzt ein Blatt, Xandi! Das hast du herausgerissen!"

Aber Xandi war ganz aufgeregt und fragte: „Was hat er denn dann noch gemacht?"

„Sieben, dreiundvierzig, sechsundachtzig . . ." Steff hob, den Mund noch addierend bewegend, mit einem lauschenden Ausdruck seinen blonden Kopf und sah lächelnd zu den beiden hinüber. „Das ist doch schon sehr viel, Xandi! Ist dir das nicht genug?"

Da hob auch sie ihr geneigtes Gesicht aus dem Märchenbuche. Sie sahen sich an.

Aber Xandis Stimme war immer höher und lauter dazwischen. „So sag doch! So sag doch schon! Was hat er denn dann noch gemacht mit ihr?" drängte er.

Steff zog sich langsam aus ihren Augen zurück. „Gib jetzt schon Ruhe, Xandi! Es war sicher dann noch etwas durchaus Liebevolles", ergänzte er mit männlicher Trockenheit das Märchen.

*

In Unterloching war ein ungeheurer Betrieb. Aus der Umgebung waren eine Menge Bauern mit ihren Pferden da. Und aus dem Einkehrgasthof zweiten Ranges, aus der „Krüglpepi", klang es grölend, sobald die Schanktür in den dunklen, mit Katzenköpfen gepflasterten Torschlund hinaus einmal aufging.

Der Kapitän schlüpfte nach einem endlosen Handel mit einem lebhaften kleinen Bauern, in dessen Fuchs sich die Vorzüge seiner ganzen Pferdegattung auf das Unwahrscheinlichste vereinigten, endlich aufatmend in seinen Pelz. Er war kein Kenner und hatte schließlich nur nach Größe und Umfang gewählt. War jetzt aber doch ganz zufrieden mit dem riesigen, ramsnasigen Roß.

„An dem Pferd, do wern S' no Ihr Freud derleben!" rief der ehemalige Besitzer ihm noch belohnend und prophetisch nach.

Mauritius zog den Koloß gelassen am Halfter hinter seinem Herrn her, mit stolzen Seitenblicken nach Bekannten ausschauend. An der Ecke dort entdeckte er endlich befriedigt den Holzer-Toni, den Klaneder-Bertl, und beim Sturzenfischer stand die Verkäuferin hinter der Ladentür. Er war wahnsinnig eitel auf seinen vor ihm gehenden Herrn und erwiderte selbstbewußt die grüßenden Zurufe, dienstlich abgehalten, nur mit stummen Kopfnicken. Er schätzte immer wieder hochbefriedigt die Wirkung ab, die sein Herr, von dem er den Abstand möglichst gering hielt, um die Zugehörigkeit recht zu betonen, auf die Unterlochinger haben mußte, während der große Fuchs ihm warm ins Genick schnaufte, daß es den Broden wie Rauch in der Kälte wegtrieb.

*

In den nächsten Tagen kam plötzlich alles auf einmal. Mauritius war, zwei Züge abwartend, um die Hausdame und die Köchin abzuholen, stundenlang unterwegs zur Bahn, mit dem Kloben von einem Pferd und einem leichten, reizenden Schlitten, in dem irgendein Herr von Kauz so um die siebziger Jahre seine kleine Freundin aus einem Stadttheater vielleicht herausgefahren hatte.

Fräulein Hermine Polster litt reserviert, mit einem Gesicht, das einmal mollig hübsch gewesen sein mochte, mit einem winzigen Näschen und ebenso winzigem Mund, der wie ein stummer, erschrockenes „O" anzusehen war, in zwei Doppelkinne verschwommen, unter der Kälte.

Die Köchin, klein, aber fest gefügt, mit rotgeäderten Wangerln, einen Korb und zwei Pappschachteln zwischen den gespreizten Füßen und eine ebensolche, gutverschnürte, noch im Schoß, genoß währenddessen herzlich, alles beobachtend, die Fahrt durch Unterloching.

Mauritius hatte sich endlich seufzend auf seinen Bock zurückgezogen. Er war kein Organisator. „Zwei Weibsbilder, hübsch dick um d' Mittn, und an so an Haufn Kuffer, da hot aner scho zu spekuliern, das er dös oils auffabringt."

Der Fuchs erwies sich als ein Tier von Gemüt und Konsequenz. Bei der „Krüglpepi" blieb er auf der Heimfahrt stehen und war zu weiterem nicht mehr zu bewegen.

Mauritius knallte entschlossen mit der Peitsche, ging vorwurfsvoll anklagend und mahnend um dessen gesenkte Ramsnase herum und zog ihn am Zügel, aber ohne jeden Erfolg, ohne ihn im geringsten in seinen Prinzipien zu erschüttern. Sein früherer Herr hatte bei der „Krüglpepi" jedesmal durstlöschende Stunden zugebracht, und er war eben und blieb das treue Pferd eines Alkoholikers.

Endlich, nach langem Bemühen, woran sich auch noch einige Vorübergehende teils in strenger, teils in liebenswürdiger Art und Weise an seiner Wiederbewegung beteiligten, entschloß er sich phlegmatisch endlich zum Weitergehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Freund der Mata Hari erzählt ...

Von Kurt Vollert.

Wenn heute der wohlbestallte holländische Kapellmeister Hans Kauffmann an jene Zeit zurückdenkt, da er vor sechzehn Jahren als Wachtposten an der belgisch-holländischen Grenze Dienst tat, schüttelt er den Kopf. Eine tolle Zeit damals! Alles ging scheinbar drunter und drüber. Die Meldungen aus Deutschland überstürzten sich. Man sprach vom Waffenstillstand, von der Meuterei deutscher Matrosen, die auf ihren Kriegsschiffen die rote Fahne des Aufruhrs hißten. Scheidemann hatte die Abdankung des Kaisers gefordert. In Berlin herrschte der Arbeiter- und Soldatenrat. In München wurde die Republik ausgerufen. Wilson hatte Foch mit der Durchführung der Waffenstillstandsbedingungen betraut. Die deutschen Truppen, die jahrelang einer Welt von Feinden getrotzt hatten, fluteten zurück in ihre von Revolutionswirren erschütterte Heimat. Alles war Krampf, Hetze, Ruhelosigkeit. Grau und trübe reihte sich ein Tag an den anderen.

Müde und freudlos versah der Wachtposten Kauffmann seinen Dienst in einem kleinen holländischen Nest nahe der belgischen Grenze. Er war noch ein junger Dachs, als man ihn einzog. Mitten aus seinen Musikstudien heraus. Er bekam den Befehl, neben seinem Wachdienst seinen Kameraden das Singen beizubringen. Befehl ist Befehl. Aber die Soldaten waren nicht zum Singen aufgelegt. Das ewige Postenschieben an der Grenze hatte sie abgestumpft. Ja, wenn für sie noch Krieg gewesen wäre! Aber so war es langweilig, kaum zum Aushalten. Dann doch lieber Schluß mit diesem Orlog der anderen und heim zu Muttern ...

Dies waren so ungefähr die Gedanken, die den jungen Hans Kauffmann beseelten, als er seine Wache in dem verflixt öden Nest an der brabantischen Grenze schob. Zwei Stunden Wache, zwei Stunden Ruhe und so fort in ewigem Einerlei. Vier Jahre dauerte schon der Weltkrieg, und den Holländern lag das Soldatenleben nicht. Von einigen der Grenzposten, die bereits lange den gleichen Dienst taten, erzählte man sich, sie hätten von drei Wachjahren mindestens zwei regelrecht verschlafen. Was gab es denn auch groß zu tun? Man mußte aufpassen, daß keine Flüchtlinge und Deserteure über die Grenze liefen. Das war alles.

Eines Tages vernahm man Kanonendonner von der Front. Antwerpen und Brüssel wurden beschossen. Die holländischen Posten gähnten. Na, wenn schon. Sie berührte das alles nicht mehr. Die Disziplin hatte sich gelockert. Es fehlte an Offizieren, die scharf durchgriffen. Junge Bürschlein machten fabelhaft schnell Karriere, ohne überhaupt Pulver gerochen zu haben. Über diese Sommersoldaten schimpften die „Alten", aber das änderte nichts an der Sachlage. Der Orlog ging sowieso für diese Krieger zu Ende, mit oder ohne Schneid.

Das Interessanteste waren noch die Latrinenparolen. Da hieß es zum Beispiel, bei den „Preußen" gingen große Dinge vor. Der Kaiser sollte in Spaa abgedankt haben und so. „Ich schlenderte auf Posten hin und her", erzählte kürzlich der Kapellmeister Kauffmann einigen Freunden bei einem guten Gläschen Wein, „und kam mir höchst überflüssig vor. Ich war müde, mißgestimmt, fertig mit dieser tristen Welt. Gegen abend stand ich vor dem kleinen Bahnhof, der in einer Art Niemandsland auf der Grenze lag. Da schien was los zu sein. Einige Gendarmen unter Führung eines höheren Polizeioffiziers wimmelten da herum. Also herangepirscht und gefragt, was denn hier vor sich gehe. „Das geht dich einen Dreck an!" bedeutete man mir nicht gerade liebenswürdig. So aufgeregt waren die Leute!

Also warten. Es dauerte nicht lange, so rollten einige Kraftwagen heran und hielten vor dem Schlagbaum. Heraus stiegen ein paar feldgraue deutsche Offiziere. Da ging ein Raunen durch die Reihen der wartenden Gendarmen: Der Kaiser ist da! Wir reckten die Hälse, erkannten ihn aber vorerst nicht. Plötzlich stand er auf der Straße. Nervös und abgespannt. Die Pässe wurden geprüft. Mir schien, es dauerte eine Ewigkeit. Endlich fuhr ein Zug vor. Der Kaiser und seine Begleiter stiegen ein. Ein schriller Pfiff. Die Lokomotive zog an. Der deutsche Kaiser befand sich auf holländischem Boden. Ein Stück Weltgeschichte hatte sich vor meinen erstaunten Augen abgespielt."

Dann erfuhren die Freunde auch noch einiges über die seltsame Bekanntschaft des Kapellmeisters Hans Kauffmann mit der weltberühmten Tänzerin Mata Hari. Während eines kurzen Urlaubs besuchte der junge Vaterlandsverteidiger seine Eltern, die in Amsterdam damals das Hotel Victoria bewirtschafteten. Dort lernte er eines Morgens eine schöne junge Dame von etwas exotischem Aussehen kennen. Der junge Musiker hatte sich ans Klavier gesetzt und spielte. Als er die Finger von den Tasten hob, trat eine Dame zu ihm und meinte beiläufig, er habe einen guten Anschlag und scheine überhaupt sehr musikalisch zu sein. Das ging so einige Morgen in der gleichen Weise. Kauffmann spielte, während die schöne Unbekannte ihm zuhörte. Dann plauderten beide ein wenig. Gelegentlich gab sie auch ihren richtigen Namen preis, nachdem sie gestanden hatte, unter einem Decknamen ins Hotel gekommen zu sein. Es war Mata Hari. Sie erzählte dem jungen Mann von ihren Reisen durch die ganze Welt, von ihrem Leben auf Java, ihren Erfolgen. Einmal durfte Kauffmann sie begleiten, als sie mit dem ganzen Liebreiz der begnadeten Tänzerin einen ihrer unvergleichlichen Tänze probte. Immer aber war in ihr eine rätselhafte Unrast, deren Entstehung sich der ahnungslose Kauffmann nicht zu erklären wußte.

Eines Tages überraschte Mata Hari ihren jungen Freund mit dem Plan, im Haag ein Haus zu bauen. Sie hatte es sich bereits in allen Einzelheiten ausgemalt. Ein in gedämpften Farben gehaltener Salon sollte ihrer Tanzkunst dienen. Dort wollte sie ihre javanischen Tänze bis zur Vollendung gestalten. Nur ein kleiner Kreis geladener Gäste, leise, schwermütige Musik, gediegene Unterhaltung, edle Speisen und Getränke — so etwa dachte sich Mata Hari ihr weiteres Leben, während sie sich bereits immer tiefer in die über die ganze Welt gespannten Netze des französisch-englischen Spionageabwehrdienstes verstrickte.

Ob er bereit sei, sie später im Haag auf dem Flügel zu begleiten, wollte die Tänzerin wissen. Natürlich willigte der junge Kauffmann ein. Zunächst aber hieß es Abschied nehmen. Mata Hari wurde in Paris erwartet. Der Freund gab ihr bis an die Grenze das Geleit. Er sah sie nie wieder.

Das letzte Lebenszeichen von ihr war ein Brief, den sie aus einem Pariser Gefängnis schrieb. Man hatte sie der Spionage überführt und zum Tode verurteilt. Sie selbst glaubte bis zum letzten Atemzug daran, doch noch begnadigt zu werden. Auch ihr Brief zeugte davon. Sie schrieb ihn in einem seltsamen Gemisch von deutsch, französisch und holländisch. Und bei aller Hoffnung sprach daraus eine unsinnige Angst vor dem Tode. Er schloß mit den Worten: „Viele beste Grüße, auch an Ihre Eltern. Ihre Mata

Hari.“ Diese Zeilen der größten Spionin des Weltkrieges bewahrt der Kapellmeister Hans Kauffmann sorgfältig auf. Sie sind ihm das Ende einer reinen Freundschaft und eines ungewöhnlichen Frauenlebens, die beide vom gleichen unerbittlichen Schicksal zerschlagen wurden.

Menschen, die in der Sprache fortleben

Es gibt Menschen, die in der Sprache, besonders in Sachnamen fortleben. Dieses Fortleben kommt uns meist gar nicht zum Bewußtsein, wenn wir Sachnamen gebrauchen. Fällt uns aber einmal der seltsame Name für eine Sache auf, so zerbrechen wir uns den Kopf darüber, woher er wohl abgeleitet sein mag.

So dürfte nur wenigen bekannt sein, daß der Schrappnell nach seinem Erfinder, dem englischen Obersten Shrapnel, der Gobelin nach einem Pariser Teppichweber, der Tattersall nach einem Pferdehändler, der ein Reitinstitut gründete, so heißen. In dem Wort Boykott lebt der Name eines irischen Gutsverwalters fort, über den in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von der irischen Landliga der Bann ausgesprochen wurde, worauf niemand mehr mit ihm Verkehr pflegte. Nach dem französischen Finanzminister Silhouet, der sich durch besondere Sparsamkeitsmaßnahmen hervorgetan hatte, erhielt die Silhouette den Namen, weil man die einfachen schwarzen Silhouettenbildchen mit dem genannten Staatsmann, der jeden Luxus bekämpfte, in Zusammenhang brachte. Schon eher bekannt ist, daß die Guillotine nach ihrem Erfinder, dem Arzt Guillotin, die Mansarde nach dem französischen Baumeister Mansard benannt wurden und der Pompadour von der berühmten Marquise herstammt.

Der besonders bei Seeleuten beliebte Grog ist der Spitzname eines englischen Admirals. Dieser hatte nämlich seinen Seeleuten statt Rum ein Gemisch von heißem Wasser mit Rum geben lassen. Aus Rache für dieses ihnen weit weniger zusagende, verdünnte Getränk bezeichneten sie es mit dem Spitznamen des Admirals. Um die letzte Jahrhundertwende wurden noch Havelocks sehr stark getragen. Wer heute noch einen solchen besitzt, denkt wohl kaum daran, daß er nach einem englischen General benannt wurde, der dieses Kleidungsstück, das bekanntlich aus einem Mantel mit einer die Arme verdeckenden Pelerine besteht, in Mode brachte. In dem Wort Talmi ist ein Pariser Fabrikant, der unechte Waren mit großer Reklame anpries, unsterblich gemacht. Das Tabakgift Nikotin hat seinen Namen nach dem französischen Arzt Nicot, der den Tabak im 16. Jahrhundert einführte, erhalten.

Die Personennamen, die in der wissenschaftlichen Bezeichnung, besonders in der Tier- und Pflanzenwelt fortleben, sind äußerst zahlreich. Von den Blumennamen seien erwähnt die Fuchsie, benannt nach dem im 16. Jahrhundert lebenden deutschen Pflanzenforscher Fuchs, die Begonie und die Magnolie, benannt nach den französischen Botanikern Begon und Magnol, die Georgine, die nach dem Petersburger Naturforscher Georgie so heißt, die Dahlie, benannt nach dem schwedischen Pflanzenforscher Dahl und schließlich die Kamelie, die der Jesuit Camelli aus Japan nach Europa brachte.



Zigeunerkongreß.

In Siebenbürgen fand kürzlich ein stark besuchter Zigeunerkongreß, auf dem eine ganze Reihe von Resolutionen gefaßt wurde, worin eine energische Aktion gefordert wird zur Erkämpfung der Rechte einer nationalen Minderheit für die Zigeuner. An der Spitze der Bewegung steht ein gewisser Michael Nicolesco, der einen Wanderhandel mit Blumen betreibt. In Rumänien leben etwa 1 Million Zigeuner, die sich als selbständiges Volk betrachten und keine Vermischung mit dem Staatsvolke suchen. Seit kurzem erscheint in Bukarest auch eine Zigeunerzeitung, die sich „Le Neamal Tziganese“ (Zigeunerwelt) nennt.



Rätsel-Ecke



Gitter-Rätsel.

	A		A		A	
B	B	C	D	D	D	E
	E		E		E	
E	H	H	I	I	I	I
	K		L		L	
N	N	N	N	O	O	K
	R		S		S	

Die Buchstaben in obenstehender Abbildung sind so anzuordnen, daß die waagerechten Reihen einen Berg in Deutschland, eine Gestalt aus Schillers Wallenstein und eine Dichtung des 9. Jahrhunderts nennen, während die senkrechten Reihen eine Stadt in Sachsen, einen Fisch und einen Teil der Alpen erkennen lassen.

*

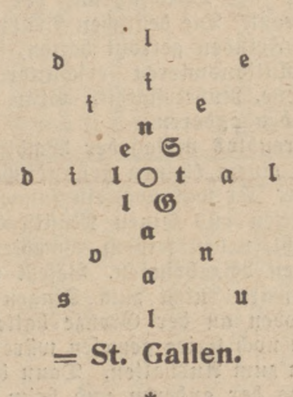
Ergänzungs-Rätsel.

Es sind fünf Wörter zu suchen, die ein Verbindungsglied b zwischen den unter a und c verzeichneten Wörtern bilden. Die Anfangsbuchstaben der verbindenden Wörter b machen bei richtiger Lösung einen bekannten Liederkomponisten namhaft.

a. Rhein	b. ?	c. Obst
a. Land	b. ?	c. Haus
a. Zoll	b. ?	c. Mann
a. Fleisch	b. ?	c. Wehr
a. Schon	b. ?	c. Geist

Auflösung der Rätsel aus Nr. 286

Sternen-Rätsel:



= St. Gallen.

*

Rösselsprung:

Seichte Menschen und breite Gewässer
Fallen wohl auf. Doch zehnmal besser
Sind tiefe Brunnen, deren Gaben
Tausend durstige Wanderer laben.

Otto Promber.

*

Besuchskarten-Rätsel: Altwarenhändler.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.